

Er scheint mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage täglich.
Pränumerationspreis: in loco: Ganzjährig 10 fl. — fr. Halbjährig 5 „ — fr. Vierteljährig 2 „ 50 „ monatlich 85 „
Mit Zustellung ins Haus, monatlich 1 „ — „ Einzelne Nummern 5 fr.

Hermannstädter Zeitung vereinigt mit dem Siebenbürger Boten.

Verkauft in der Administration dieses Blattes (Wintergasse 9) angenommen;
fernere bei den Annoncen-Expeditionen: in Budapest: Haasenstein & Vogler, A. V. Goldberger; in Wien: A. Oppelik, Haasenstein & Vogler, Rudolf Mosse, M. Dukes, M. Stern, H. Schallek, J. Danneberg; in Berlin, Hamburg, Paris: Haasenstein & Vogler; in Frankfurt a. M.: Haasenstein & Vogler, G. L. Daube & Co.

Anfertigungspreis: Der Raum einer einseitigen Garmondzeile kostet beim einmaligen Einrücken 7 kr., das zweite Mal 6 fr., das dritte Mal 5 fr. 25., resp. der Streifen gebühren 30 fr.

Abonnements-Bureau: In Merida bei J. Hedrich's Erben, Buchhandlung; in Bistritz bei Herrn A. Döngel, Kaufmann; in Gross bei Herrn J. F. Leonhardt, Kaufmann; in Mähla bei Herrn Jos. Wagner, Kaufmann; in A. Kienberg bei Herrn J. Stein, Buchhändler; in Blau bei Herrn M. Haupt, Buchhändler; in A. Krasz bei Herrn Helmar Zeldner, Buchhändler; in Loco, Unterstadt, bei Herrn Josef Winkler, Kaufmann, Ecke der Bürgergasse, woselbst die Abonnements-Belege franco erbeten werden.
Nro. 181. Hermannstadt, Montag den 8. August 1887. 103. Jahrgang.

Schutz vor Fremden.

Berlin, 5. August.

Seitdem unser neubegründetes deutsches Reich die Bahnen der erlauchten Handelspolitik des alten preussischen Staates verlassen zu müssen glaubte, um sich blindlings der engberzigen Schutzollerei zu ergeben, kann man die traurige Beobachtung machen, daß in einem großen Theile unserer europäischen Continents Anschauungen und Meinungen mehr und mehr um sich greifen, die man für längst überwunden gehalten.

Wir wollen hier nicht die bis zum Ueberdruß gehörten Fehlschlüsse wiederholen, welche zu unserem gegenwärtig so hoch entwickelten wirtschaftlichen Abspernungssystem geführt haben. Die Verteidiger desselben wollen ja keines Besseren belehrt sein, und es wird erst noch härtere Rücksichtungen durch die unerbittlichen Thatfachen bedürfen, bis sie die Verkehrtheit und Verderblichkeit ihrer Lehre einsehen und, wenn es vielleicht zu spät sein wird, zu einer andern, richtigern übertreten werden.

Wir wollen vielmehr an dieser Stelle einen ganz andern Punkt in's Auge fassen und aufzuzeigen suchen, bis zu welchem barbarisch zu nennenden Maßnahme jenes Abspernungssystem schon geführt hat, und bis wohin es am Ende noch weitertreiben wird. Mit dem angeblichen Schutz der nationalen Arbeit begann man, und mit der Ausweisung von Fremden endete man. Das ist nur folgerichtig. Weißt man nämlich in einem Zeitalter, wie dem unserigen, mit seinen auf die Annäherungen der verschiedenen Völkerschaften abzielenden Verkehrseinrichtungen, die Einfuhr fremder Waaren und Industrieprodukte von seiner Schwelle oder erstickt zum Mindesten ihren Eingang, so liegt nur allzu nahe, auch den fremden Arbeitkräften den Zutritt zu verbieten.

Es ist möglich, ja es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß die Urheber des Schutzollgedankens an diese Konsequenz Anfangs nicht gedacht haben; allein die Logik der Thatfachen ist stärker, als die der Menschen. Auch in dieser Beziehung war es ein deutscher Bundesstaat, der auf der verhängnisvollen Bahn den ersten Schritt that. Friedliche, arbeitssame Menschen, die seit langen Jahren auf preussischem Boden geblüht hatten und sich schon als gänzlich heimisch fühlen konnten, wurden plötzlich ausgetrieben und mußten gemeinsam mit arbeitslosen Landarbeitern und verbrochenem Gesindel ihr bitteres, unverdientes Schicksal theilen. Diese peinliche, dem Geiste unserer Zeit schnurstracks zuwiderlaufende Maßregel machte überall böses Blut.

Deutschlands Freunde wurden bedenklich, als sie den erstarnten jungen Staat auf solch rückläufiger Bahn sich bewegen sahen; seine Feinde hingegen blickten mit unerschütterter Schadenfreude herein, denn sie bemerkten sehr wohl, wie die allgemeinen Sympathien sich von dem Lande abwandten, bei dessen gewaltigen Siegen alle wahrhaft aufgeregten Völker noch wenige Jahre vorher laut aufjubelt hatten. Zunächst nahm derjenige Staat, gegen dessen Unterthanen der Schlag gerichtet war, aus Gründen, die nicht weiter erörtert werden sollen, die Sache ruhig hin. Rußland spielte vorläufig anscheinend den theilnahmslosen Zuschauer, und von Gegenmaßnahmen verlaute es zuvörderst nichts. Aber die Gluth schwelte unter der Asche, und die Lehre von dem Schutze der nationalen Arbeit entwickelte sich sehr bald unter dem Einflusse der russischen Nationallibere zu dem Satze von dem Schutze des russischen Bodens.

Da man durch Verträge anderen Staaten gegenüber nicht gebunden war, so beschränkte man das Recht der Fremden, Grundbesitz zu erwerben oder als Erbschaft zu übernehmen. Da nun aber russischer Grundbesitz auf nicht russischem Gebiete nur ganz ausnahmsweise vorhanden ist, während umgekehrt Fremde sich sehr häufig in Rußland ansiedeln, um bauliche Landwirtschaft, landwirtschaftliche oder anderweitige Industrie zu treiben, so bedeutet die oben angegebene russische Maßregel nichts Anderes, als die einseitige Fremdenausweisung. Mag

darunter das Land selbst leiden; mag das Land dadurch in seiner wirtschaftlichen und sonstigen Cultur zurückgehen; mag es an befruchtendem Capital verlieren, thut Nichts. Der heutige Boden des russischen Vaterlandes muß vor Allem vor den Fremden geschützt sein, wie es der deutsche Boden schon einige Jahre zuvor durch ähnliche Maßregeln wurde. Denn eine gleiche Maßregel der russischen gegenüberzustellen, ist für Deutschland eine einfache Unmöglichkeit, weil hierzu jede Handhabe fehlt. Es gibt bei uns eben keine russischen Fabrikanten, keine russischen Grundbesitzer, keine russischen Ingenieure und Fabrikdirectoren. Was sich in Spanien vor Jahrhunderten bei der Austreibung der Mauren und Juden, was sich in Frankreich später nach der Aufhebung des Edictes von Nantes bei der Austreibung der Hugenotten, was sich dann an den unglücklichen Salzburgern und Tiroler Protestanten wiederholte, das zeigte sich in unseren Tagen nur in um so häßlicherer Gestalt wieder. Denn alle jene Grausamkeiten früherer Jahrhunderte geschahen in Folge einer beklagenswerthen religiösen Verwirrung. Jene Fanatiker des Glaubens vermeinten ein gottgefälliges Werk zu vollbringen, wenn sie den Boden ihres Vaterlandes von der Ketzerei befreiten. Es lag also ihrem verkehrten, verwerflichen Thun eine, wenn man so will, moralische Absicht zu Grunde. Nichts von alledem ist bei den gegenwärtigen Fremdenausweisungen einzelner Staaten zu merken. Lediglich der nackte, herzlose Egoismus, der widerliche Brodneid ist es, der zu jenen ungeheuerlichen, barbarischen Maßregeln den Grund abgibt. Daß hierbei der dem Christenthume zu Grunde liegende Menschheitsgedanke vernichtet wird, das sieht jene Neugläubigen von der alleinfeindlichen nationalen Idee nicht im Mindesten an.

Und wie es so zu gehen pflegt, daß Thorheiten um so gefährlicher werden, je weiter sie um sich greifen, so war es auch diesmal der Fall. Auf den tief beklagenswerthen Vorgang der preussischen Verwaltung folgte, dem Stande der russischen Uncultur genau entsprechend, der brutale Angriff auf die Fremden und deren dortigen Besitz an Liegenständen aller Art. Ehedem schützte man sich vor dem Eindringen der Pest durch allerhand Abspernungsmassregeln; heutzutage schützt man den „nationalen“ Boden vor der „Verunreinigung“ durch Fremde. Um nun das Maß des Unheils vollzumachen, gesteht sich im Westen noch Frankreich hinzu, und hier nimmt die gegen die Fremdenpeste sich richtende Abspernungsmassregel, dem unberechenbaren Temperamente jenes Landes entsprechend, vollständig den Charakter einer in der Hitze des Augenblicks erzeugten wilden Thorheit an. Dasselbe Land, das ehedem auf seine Gastlichkeit so stolz war, welche es den Unterdrückten aus aller Herren Ländern in unserem Jahrhundert gewährte, sinnt jetzt darauf, den daselbst weilenden Fremden allerhand schandliche Steuern aufzuerlegen, die nur an der Hand einer rabulistischen Gesetzesverdrückung möglich sind.

Bis zu derartigen Ungeheuerlichkeiten in der Anschauung, bis zu derartigen Grausamkeiten in der Ausführung führt es mit unerbittlicher Nothwendigkeit, sobald sich heutzutage ein Volk gegen das andere durch Abspernungsmassregeln „schützen“ will. Ein derartiger „Schutz“ der „nationalen Arbeit“, des „heimatlichen Bodens“ und wie die schönen Worte sonst noch lauten mögen, bedeutet in Wahrheit nichts Anderes, als Schutz vor der Verwirklichung des im Christenthum wurzelnden Menschheitsgedankens. Das haben die frommen Leute diesseits und jenseits des Rheins, wie der Weichsel in ihrem ersten Feuerzorn für die ihnen heilige Sache ganz übersehen.

Man sollte es wirklich nicht für möglich halten, daß Gesetzgeber, sie mögen Autokraten, Republikaner oder Constitutionelle heißen, sich so weit würden von dem dunkeln Antriebe der Massen beeinflussen, ja bestimmen lassen, um die betreffenden Länder, deren Wohl ihnen anvertraut ist, vor den Segnungen friedlicher Arbeit, vor den Früchten eines möglichst ungehinderten Austausches von Bodenerzeugnissen und Gütern zu schützen; hingegen Gesetzesbestimmungen zu erlassen, welche einer lange Zeit hindurch für barbarisch gehaltenen politischen und religiösen Ver-

gangenheit verfallen zu sein schienen. Von der Stelle aber, da der verhängnisvolle Schutzirrtum ausgegangen, von eben der Stelle muß auch wieder die Einkehr der Anschauung ihren Ausgangspunkt nehmen, und wenn nicht Alles kühlt, bereiten sich bei uns in Deutschland die ersten Schritte zu einer Besserung vor. Man beginnt die Spuren der Waaren-, Producten- und Menschenschutz-Massregeln und Abspernungen recht deutlich an dem Körper der Nation zu empfinden.

Das Schicksal, das Deutschland zuziehen mußte, und zwar in materieller und moralischer Einbuße, war theuer genug. Möge nun endlich wenigstens die Einkehr von Dauer sein und möge sich der Sinn unserer Völker nicht von Neuem die Vorprägung falscher Thatfachen seitens einseitig nationaler Parteifanatiker verblenden lassen.

Politische Uebersicht.

Hermannstadt, 7. August.

In der Affaire Coburg ist ein entschiedener Stillstand eingetreten. Prinz Coburg hat über seine Abreise noch nicht entschieden; sein Schwanken dauert fort. Minister Rascovic erklärte einem Interviewer, er selbst werde zehn, vielleicht auch zwanzig Tage noch in Wien bleiben. — „Also ist der Prinz nicht entflohen, den Thron zu bestigen?“ fragte der Interviewer. — „Das ist noch nicht entschieden“, lautete die Antwort. — „Der Prinz verharret auf demselben Standpunkte, wie vor vierzehn Tagen, als er die Delegirten der Sobranje empfing. Doch bleibt er der gewählte Fürst; nur will er sich nicht zwingen lassen, sich nach Bulgarien zu begeben und wartet lieber einen günstigen Moment ab.“ — „Also ist alles über seine Abreise Berichtete falsch? Und ist jener Moment nahe?“ — „Darüber kann kaum vor zehn oder zwanzig Tagen eine Entscheidung gefaßt werden; doch habe ich immer die Zuversicht, der Prinz werde nach Bulgarien reisen.“ — „Ist die Nachricht von der Entsendung einer türkischen Note zur Verbindung der Reise des Prinzen richtig?“ — „Die Pforte rüth uns immer wieder, die Entscheidung aufzuschieben und das hat sie auch jetzt gethan; aber außer Rußland ist keine Macht einer Lösung der bulgarischen Frage durch den Prinzen Coburg feindlich gesinnt. Selbst Frankreichs Antwort konnte angefaßt seiner Stellung zu Rußland nicht besser ausfallen.“ — „Wenn aber trotzdem der Prinz auf Bulgarien verzichtete, was würde in Bulgarien geschehen?“ — „Man überträgt ungemein, antwortete Rascovic, weil man im Ausland die wirklichen Anschauungen in Bulgarien verkennt. Wir wollen, was immer komme, fortfahren, ruhig zu verwalten und uns in keinerlei Abenteuer stürzen. Die ganze Armee, das ganze Land ist mit uns und die Armee wird genau die Beschlüsse vollziehen, welche die Nationalversammlung faßt. Sollte der Prinz verhindert werden, nach Bulgarien zu gehen, dann wird die Regentenschaft durch den Beschluß der Sobranje gestiftet werden und wir werden keinerlei Dissidenten in der Art Radoslawow's und Nikolajew's zu fürchten haben. Wir sind stark genug, überall die Ordnung aufrechtzuerhalten zu können.“

Böses Blut macht in Berlin die vom Präfecten Schnerb in Manay am 2. d. angeordnete Schließung einer Papp- und Spielwaarenfabrik bei Lunowitz, welche im Besitze zweier Deutschen ist, die französischerseits verdächtigt werden, deutsche Espione zu sein. Die betreffenden Fabrikanten, Gebrüder Weissbach, wandten sich an Bismarck, um die Rücknahme der Maßregelung zu bewirken. Die „Kreuzzeitung“ benützt den Anlaß zu Drohartikeln gegen Frankreich. Deutschland werde sich fragen müssen, ob der französische Chauvinismus nicht vor ein ungewisses Entweiden—Oder zu stellen sei. — Der italienische Exminister Robilant stiftete nach der „National-Zeitung“ Bismarck einen Besuch in Vaxin ab.

Feuilleton.

Heimlos.

Roman von Th. Almar. — (4. Fortsetzung.)

„Aber die Wamsell wird doch jetzt nicht mehr leugnen können, daß sie jenes wilde Mädchen, das den alten Vater Summet begleitete, war?“

„Und wenn ich es leugnete?“
„Dann weiß ich doch, was wahr ist!“
„O, ich werde es gar nicht leugnen, daß mich der gute, alte Mann bis zu meinem zehnten Lebensjahre beschützt hat, weil meine Pathin Kathi mich damals noch nicht zu sich nehmen konnte. Allein Sie haben kein Recht, mich zu verhöhnen, weil ich damals ein willenloses Kind war und dem alten Mann überall hin folgen mußte!“
„So ist es von mir auch nicht gemeint,“ warf die Alte begütigend in süßlichem Tone ein; jedoch ein schärferer Beobachter, als das erregte Mädchen, hätte es aus den häßlichen Zügen bald herausgesehen, welche eine stille Befriedigung es ihr gemährte, Diejenige geärgert zu haben, welche ihr schon verhaßt war, noch ehe sie sie gesehen hatte.

„Wir werden uns doch nicht gleich zu Anfang mit einander verfeinden! Zwar bin ich zuweilen etwas scharf in meinen Worten, aber böse meine ich es darum doch nicht. Uebrigens braucht sich die Wamsell nicht zu schämen, wenn sie auf den Gassen viel Geld verdient hat, daß sie jetzt so reiche Kleider tragen kann!“

Bera hätte weinen mögen über diese neuen gehässigen Bemerkungen der Alten, welche sie sich durch eigene Unvorsichtigkeit zugezogen und nun gebulbig hinnehmen mußte, aber die tiefe Aelternliebe wich doch ein wenig von ihrem Herzen, als der Blick der alten Haushälterin jetzt endlich von ihrem Gesicht abglitt und gierig auf ein Tuch heftete, welches sie eben dem Koffer entnahm.

Bera durchblühte ein schneller Gedanke. Sieh vom Koffer erhebend, reichte sie das Tuch der Alten hin.

„Da, nehmen Sie; ich schenke Ihnen das Tuch!“
Ueberrascht blickte Rose die Spenderin an. Es mochte ihr wohl zum ersten Male passiren, daß man sie für ihre Gehässigkeiten belohnte.
„Aber, Wamsell,“ rief sie und lies Mal im Tone wirklicher Aufrichtigkeit, „dieses schöne Tuch wollen Sie mir geben? Gebrauchen Sie es denn nicht selbst?“

„Ich kann es wohl gebrauchen, aber es ist mir nicht notwendig, daher schenke ich es Ihnen!“

„Nun denn, vielen Dank! Ich will das Geschenk hoch in Ehren halten. Und wenn es der Wamsell wirklich nicht lieb ist, daß andere Leute davon erfahren, daß sie früher mit Vater Summet in den Gassen umhergezogen ist, dann braucht es ja auch Niemand zu hören, wenigstens nicht von mir. Denn allerdings hier im Hause darf es gar nicht laut werden, sonst macht der lustige Herr Alfred gleich seine Witz darüber und könnte gar leicht Vergnügen daran finden, die Wamsell täglich damit zu ärgern!“

Auch diesen Stich süßte Bera tief, aber dies Mal gelang es der Alten nicht, sie erzagt zu sehen; so weit hatte sich das junge Mädchen schon in der Gewalt.

„Wer ist der lustige Herr Alfred?“ fragte sie mit ansehnendem Gleichmuth, indem sie ihr Gesicht so tief wie möglich über den Koffer beugte.

„Ja, wie soll ich den lustigen Herrn Alfred beschreiben? Ich verstehe mich nicht auf solche Scherzereien; auch wird ihn die Wamsell schon heute gleich bei Tische sehen!“

„Oder ich habe ihn schon gesehen. Vorhin, als ich hier aus dem Fenster hinaussah, gingen drei Herren nach dem Garten hinunter. Sollte vielleicht der große, stattliche Herr mit dem feinen, bleichen Gesicht —“

Das Mädchen hielt inne und Rose erkannte, daß sie in Verwirrung schwieg.

„Ei, ei,“ rief sie und zwinkerte listig mit den stehenden Augen, „die Wamsell hat sich schon nach unseren Herren umgesehen? Nun, warum nur keine Verlegenheit! Das ist ja nichts Böses, denn die Wamsell scheint doch gerade kein Kind mehr zu sein!“

„Ich werde sechs- und sieben Jahre alt!“

„Aber wie nennt sich die Wamsell denn eigentlich mit Namen?“

„Ich heiße Bera Heimlos!“ brachte das junge Mädchen beinahe stotternd über die Lippen, in dem hangen Gesüß, daß die boshafte Alte sofort errathen würde, daß ihr dieser Name nicht gehöre.

Aber dies Mal sollte ihre Furcht eine unbegründete bleiben, denn die Haushälterin stäubelte wie selbstvergessen mit ihrem geschenkten Tuche und entgegnete:

„Bera ist ein sehr hübscher Name und kommt am meisten in Rußland vor, wo ich ihn viel gehört habe. Ich war nämlich ein ganzes Jahr in St. Petersburg zur Einrichtung der neuen Pauslichkeit unseres Fürstenthums, als diese sich dahin verheiratete. Doch daß ich auf unsere jungen Herren zurückkomme! Der große, stattliche mit dem dunkelblonden Bart ist nicht der lustige Herr Alfred, sondern ein Baron, der wohl schon über zehn Jahre bei uns verkehrt und jetzt gar im Hause wohnt.“

„Er ist liebend?“ forschte das junge Mädchen.

„Je nun,“ versetzte die Alte ausweichend, „Etwas wird ihm schon fehlen, denn unser Herr Rath ist sehr auf seine Gesundheit bedacht. Der lustige Herr Alfred hingegen, der allemal seine Ferien bei uns zubringt, ist das gerade Gegentheil. Er ist gar nicht stolz, er kennt kein Vornehmthun. Nun aber habe ich wirklich genug geredet und muß hinunter. Die Wamsell kann nur bald nachkommen, denn, wie ich schon sagte, unsere gnädige Frau Rath hält es mit der Pünctlichkeit!“

Bei diesen Worten trippelte die Alte zur Thür hinaus, noch im Gehen mit sichtlichem Wohlgefallen auf ihr Tuch blickend, das sie keinen Augenblick vom Arm gelassen hatte.

Bera aber folgte der Alten nicht sofort. Sie bedachte der Sammlung, ehe es ihr gelang, den Sturm, den Rose's Worte in ihr wachgerufen, niederzutämpfen.

Vertical advertisements on the left margin including 'DER VER', 'Apotheka', 'Blumenau', 'Feuer', 'Anstalt', and 'Bier'.

Die Syndicate der französischen Presse und die Stübirenden von Paris schickten an die Familie Ratkoff's Beileids-Telegramme ab.

Der Mailänder „Corriere della sera“ meldet angeblich aus wohl-informirter Quelle, die italienische Regierung habe mit der „Navigazione Generale Italiana“ einen Contract abgeschlossen, dem zufolge Anfangs September in Neapel 12 große Dampfer zum Transport von 15.000 Mann nach Massauah zur Verfügung stehen müssen.

Im Unterhause erklärte der Secretär des Handelsamtes, Worms, auf die Anfrage, daß die Beschlagnahme der Fischerbarke „Baby Goddard“ innerhalb der deutschen Gewässer erfolgt sein soll: Die Bestimmungen der Nordsee-Fischer-Convention berühren diesen Fall nicht.

Der „Kurier Warschauer“ meldet, die vor zwei Monaten erlassene Verfügung über die Entfernung der Ausländer aus wichtigeren Stellen soll, wie verlautet, aufgehoben sein.

Die Pforte beschäftigt, die Frage der Lösung der bulgarischen Krise einer Konferenz der Mächte zu unterbreiten. Die diplomatischen Kreise glauben, das Project der Pforte werde scheitern, da Rußland gegen die Konferenz ist.

Reminiscenzen an General M. D. Stobelew.

Dr. Neufelder, welcher den letzten russisch-türkischen Krieg größtentheils an der Seite Stobelew's mitgemacht hat, veröffentlicht in der Monatschrift „Ruskoje Starina“ (Russisches Alterthum) interessante Reminiscenzen aus dem Leben Stobelew's, denen wir Folgendes entnehmen:

Ueber den letzten Orientkrieg (1877—1878) äußerte sich General Stobelew, daß man denselben acht Jahre später hätte beginnen sollen, weil Rußland im Jahre 1877 noch nicht genügend vorbereitet war.

Ueber den deutsch-französischen Krieg (1870) sprachen wir viel und mit besonderer Vorliebe. Stobelew pries den Kriegeminister Moon, den Feldmarschall Molte, die Generale Manteufel, Werber, besonders aber den Prinzen Friedrich Karl. „Allein der erste Platz unter allen“, sagte Stobelew, „gehört zweifelsohne dem Kaiser Wilhelm. Nur wenn diese großen Männer nicht mehr sein werden, dann erst wird man an einen Krieg mit Deutschland denken können.“

Wir binnerten einmal, erzählt Dr. Neufelder weiter, zusammen an einem Tische, während die übrigen Officiere an einem anderen Tische speisten. Nach langem Schweigen fragte mich Stobelew: „Haben Sie von meinem Unglücke gehört?“ Als ich ihn fragend anblickte, fügte er leise hinzu: „Ich spreche von der Ermordung meiner Mutter. Denken Sie sich, wie entsetzlich; es wurden Spuren entdeckt, welche beweisen, wie energisch diese tapfere Frau sich vertheidigt hatte, ihre Hände trugen an vielen Stellen Spuren des Kampfes. Wenn mich Ihre Ehre und Pflicht nicht zurückhalten würden, so würde ich Alles liegen und stehen lassen und den Mörder selbst bis an's Ende der Welt verfolgen, um ihn eigenhändig zu tödten.“

Diese Worte sprach Stobelew mit warmem Gefühle und dem Ausdruck tiefen Schmerzes.

Ueber M. N. Ratkoff.

Die „Nowosti“ schreiben: M. N. Ratkoff war nie Panславist. Im Gegentheil waren es meist die Maßnahmen der westländischen und insbesondere der deutschen Behörden, welche ihm bei allen vorgeschlagenen Reformen als Vorbild dienten. Außerdem hat es bis zur letzten Zeit in Rußland keinen so warmen Anhänger des Fürstlichen Bismarck gegeben, als Ratkoff. Unsere Leser wissen, wie der Herausgeber der „Moskowskaja Wjedomosti“ die Freundschaft mit Deutschland hochhielt. Wir hatten erst unlängst Gelegenheit, den Nachweis zu führen, daß gerade M. N. Ratkoff im Verlaufe der letzten Jahre mit dem ihm angeborenen Feuer für ein engeres Bündniß zwischen Rußland und Deutschland eintrat. Er versicherte sogar seine Leser, daß Fürst Bismarck die Interessen Rußlands besser verstehe, als die russischen Staatsmänner, und daß es zwischen Rußland und Deutschland keine Rechnungen zu ordnen gebe und geben könne.

Ihrer ganzen Selbstbeherrschung bedurfte sie, um endlich ruhiger zu werden und ihre Pflichten anzutreten.

Die Rätbin empfing sie so freundlich, wie vorher, und unter den bestimmten, aber gütigen Anweisungen der alten Dame, sagte Vera alle ihr zugetheilten Obliegenheiten schneller auf, als sie selbst vorher gedacht. So lernte sie mit einer großen Leichtigkeit, was sie früher unter der Aufsicht ihrer Pathin nie hatte begreifen können.

Der alte Herr, der sich für gewöhnlich nie um die weibliche Umgebung seines Hauses kümmerte, litt seit mehreren Jahren an einer so großen Angenschwäche, daß dieses Uebel ihn zwang, sich von Zeit zu Zeit einen Vorleser zu halten, der gleichzeitig auch befähigt war, nach seinem Dictando zu schreiben. Da sich diese Eigenschaften jedoch vereint nur sehr selten bei einem Fremden fanden, der einen Erwerb damit suchte, so machten sich oft die Pensionäre und Freunde ein Vergnügen daraus, dem alten Herrn, der nicht nur practischer Arzt, sondern auch ein bedeutender Gelehrter war, hierin zu dienen.

In dieser Verlegenheit verließ er sein Studirzimmer, um sich über sein Mißgeschick bei seiner Frau zu beklagen, bei welcher sich gerade Vera befand. Das junge Mädchen horchte auf die Worte des alten Herrn mit großer Aufmerksamkeit. Als er aber geendet hatte und sich wieder entfernen wollte, trat sie vor ihn hin und bot sich ihm als Schreiber und Vorleser an. Der alte Herr wollte Anfangs dies Auerbieten, das ihn ästhetisch überwältigte, ablehnen, aber als das Mädchen hervorhob, daß der Winter-Vertrag in allen Fächern unentrichtet habe und daß sie sich

Blätter vernünftiger Verfahren wären, wenn sie, anlässlich der Krankheit Ratkoff's, sich die Frage aufgeworfen hätten: Warum ist dieser warme Anhänger Deutschlands im letzten Jahre dessen Feind geworden? ... Wenn die deutschen und österreichischen Blätter mit Thatfachen rechnen würden, so würden sie bald zur Ueberzeugung gelangen, daß die gegenwärtig in Europa herrschende Beunruhigung nicht durch russische Panславisten, sondern durch ganz andere Momente herbeigeführt wurde, d. h. daß das Uebel nicht in den Tendenzen dieser oder jener Gruppe von Publicisten oder Politiker wurzelt, sondern in den sich entgegenstehenden Interessen der verschiedenen Staaten, und daß zur Beilegung der Möglichkeit eines verhängnißvollen Conflictes nur gegenseitige Concessionen dienen können.

Local- und Tagesnachrichten.

Hermannstadt, 8. August.

(Magnaten-Banderiaum.) Der gegenwärtig in Hall weilende Baron Georg Banffy hat sich schriftlich an mehrere Mitglieder der siebenbürgischen Aristokratie mit dem Vorschlage gewandt, ein berittenes Magnaten-Banderiaum zu bilden, welches Seine Majestät vom Klausenburger Bahnhofe in die Stadt geleiten soll.

(Serenade und Schaulübung.) Während des Aufenthalts Seiner Majestät in Klausenburg wird der dortige „Dalkör“ eine Serenade, der dortige freiwillige Feuerweh-Verein eine Schaulübung veranstalten.

(Ernennung.) Der mit der interimistischen Leitung des Finanzministeriums betraute l. ung. Ministerpräsident hat den beim Zala-Gergerger l. Steuerinspectorate angestellten Finanz-Concept-Practikanten Karl Legény zum prov. Finanzconzipisten 2. Classe beim Steuerinspectorate für den Udvorbelyer Comitat ernannt.

(Beschäftigung.) Der l. ung. Minister für Cultus und öffentlichen Unterricht hat den ordentlichen Lehrer der Realschule St. Elemarische, Josef Veres, in seiner gegenwärtigen Stellung bleibend bestätigt.

(Leztwillige Verfügungen.) In Betreff der Anfertigung von Privat-Testamenten ist vom Staatssecretär im Justizministerium, Stefan Telefsky, eine Instruction ausgearbeitet worden, welche sämmtlichen Gemeinden des Landes zugestellt werden wird. Zweck der Instruction ist, die formellen Erfordernisse eines Testaments zu allgemeiner Kenntniß zu bringen.

(Aus den Advocaten-Kammern.) Die Hermannstädter Advocaten-Kammer gibt bekannt, daß der Hermannstädter Advocat Stefan Hannenheim in Folge freiwilliger Verzichtleistung aus der Kammerliste gestrichen wurde.

Die Kronstädter Advocaten-Kammer bringt zur öffentlichen Kenntniß, daß der Fogaraser Advocat Dr. Johann (Jonas) Konai in Folge freiwilliger Resignation aus der Kammerliste gestrichen wurde.

(Personalnachricht.) Seine Excellenz Corpscommandant FML Baron Schönfeld ist vorgestern in Begleitung des Artillerie-Directors Glaubrecht und des Hauptmanns im Generalstabe, Graf Hupn, von hier nach Sinaia abgereist. Unterwegs schloßen sich Sr. Excellenz Truppen-Divisions-Commandant FML Fürst Pobjowitz und Brigade-Commandant Oberst Polay an.

(Das Kränzchen.) Welches die frequentanten des III. Jahrganges der hiesigen Cadeten-Schule — einer althergebrachten Sitte folgend — vorgestern im Gesellschaftshause veranstalteten, nahm einen äußerst animirten Verlauf. Die innern Räume prangten in einem Schmuck, welcher ebenso wie die im Laufe der prächtigen Nacht arrangirten Quadrillen dem Leiter der Unterhaltung, Herrn Lieutenant Kostoc, weitaus zur Ehre gereichen können. Daß das Tanzkränzchen sehr stark besucht war — wir sahen einen reizenden Flor junger und prächtiger Mädchen — und mit einem Eifer und einer Ausdauer, die der jungen und feinen „Cabeten“ würdig waren, getanzet wurde, ist natürlich.

(Popovits' Drpceum.) Im Flora-Garten (bei unangünstiger Witterung in der Restauration Popovits) hat heute Abend „der höchste Böhm“, Herr Heinrich Grüne, seine Benefice-Vorstellung; es gelangen außer anderen interessanten Programmnummern als püdes de resistance „Hotel-Confusionen“ dann der Doppelstück: Scherz „Eine Tarolpartie“ zur Aufführung. Die letztere wird sicherlich nicht nur allen Tarolspielern, sondern auch der zahlreichen Gilde der Rübige Interesse bieten und sie werden sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, sich prächtig amüßten zu lassen.

(Todesfälle.) Anna Bednich geb. Desco, Kaufmanns-Witwe, im am 5. u. im Alter von 65 Jahren hieselbst gestorben. Die Beerdigung fand gestern um 4 Uhr Nachmittags auf dem Försfeldgrabergr.-or. Friedhofe statt.

(Geburten.) Der röm.-kath. Pfarrer Johann Balazs am 4. d. in Banffy-Hunyad, im 34. Lebensjahre. — Karoline Pogany geb. Köchy, Gattin des Obergespanns des Hunyader Comitats am 3. d. in Nagy-Enyed.

(Staats-Palais.) In Kronstadt wird die Unterbringung aller dort befindlichen Staatsämter (mit Ausnahme der Schulen) in einem neu zu bauenden großartigen Palaste geplant, in welchem gleichzeitig die Wohnungen der verschiedenen Amtschefs sein sollen. Die Anregung hiezu gaben Obergespan Graf Andreas Bethlen und Steuerinspector Stefan Gencsy. Wie „Brassó“ erfährt, sind der Minister

der Aufgabe vollkommen gewachsen fühlte, ihm Hilfe leisten zu können, und auch die Rätbin endlich noch hat, daß er wenigstens einen ersten Versuch mit dem Mädchen wagen möge, dem sie alle guten Fähigkeiten zutraute, da nach er nach einigem Schwanken Vera endlich mit in sein Studirzimmer.

Seit dieser Zeit verging kaum mehr ein Tag, an dem das junge Mädchen nicht den alten Herrn sowohl durch ihre wunderbare, ausdrucks-volle Sprache beim Vorlesen, als auch durch ihre deutliche, correcte Handschrift in steter Verwunderung erhielt.

Aber es gab auch noch einen Zweiten, den der Klang ihrer silberhellen, melodischen Stimme unentbar anzog und der sich fast regelmäßig zur selben Zeit mit ihr im Studirzimmer des alten Herrn einfand und sich dort, sobald sie las, geräuschlos in eine Ecke zurückzog, um erst, wenn die junge Vorleserin das Zimmer wieder verlassen hatte, gleichsam wie aus einem schönen Traume zu erwachen.

Dieser andächtige Hörer war Baron Kurt von Welen, der erste Mann, welcher Vera's Blick gleich bei ihrem Eintreffen in das Haus auf sich gezogen hatte. In gleichem Maße hatte der Anblick des jungen Mädchens auf den Baron eingewirkt, als er sie noch an demselben Tage bei Tisch sah. Seit jener ersten Begegnung ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, sie zu sehen, wenngleich andererseits seine Zurückhaltung so groß war, daß er kaum mehr als die höflichsten Worte mit ihr tauschte.

Dem alten Rath entging die Bewunderung, die sein liebster Hausgenosse dem jungen Mädchen zollte, keineswegs, aber er forschte nicht, weshalb sich dieser so plötzlich für die Wissenschaft zu interessiren begann, daß er sich stets zu gleicher Zeit mit seiner jungen Vorleserin im Studirzimmer einfand. In seiner Sorglosigkeit legte er dem nicht allzuviel Gewicht bei. Im Geheiß, er war erfreut, daß der erste Mann, der sonst für Nichts in der Welt Interesse zu haben schien, endlich aus seiner Traumverunkenheit ausgerüttelt zu sein schien, während die Frau Rätbin ganz abgungelost über Das blieb, was sich unter dem Dache ihres Hauses abspielte. (Fortsetzung folgt.)

des Innern und der Finanzminister mit dem Project im Princip ein-verhanden, jedoch unter der Bedingung, daß dem Staate durch den Neubau keinerlei Kosten erwachsen, sondern das Erforderniß durch die derzeitigen gesammten Mietzinsbeträge amortisirt werde. Die ganze Angelegenheit leitet jetzt Steuerinspector Gencsy, der sich mit der finanziellen Seite befaßt, während das l. Bauamt mit der technischen Frage beschäftigt ist, damit die Pläne je eher der Regierung vorgelegt werden können. Nun handelt es sich nur noch um den Baugrund, dessen unentgeltliche Ueberlassung die Regierung von der Commune wünscht.

(Die unitarische Landeskirche) wird ihre heurige Jahres-versammlung vom 4. bis 6. September in Dicşo-Gent-Marton abhalten. Bei dieser Gelegenheit wird der unitarische Superintendent Josef Ferencz die Ordination von fünfzehn Seelsorgern vollziehen. Am Tage vor Eröffnung der Synode wird der „David Ferencz“-Verein unter Vor-sitz des Professors Dr. Samuel Brassai seine Hauptversammlung abhalten. Der erwähnte Verein hat sechs Filialen.

(Schwefeldämpfe.) In den Forsten der Gemeinden Gnt. Gzent-Kiraly und Gzent-Jmre wurde vor einigen Tagen eine Erb-spaltung entdeckt, aus der ebensolche Schwefeldämpfe wie aus der Bädö, Höhle bei Al-Torja dringen. Die Deffnung ist durch eine jüngst ein-getretene Erdabstürzung verurthacht worden. In der Nähe befinden sich kohlens- und schwefelsaure Quellen, welche von der Bevölkerung der ge-nannten Gemeinden gegen Erhaltung gebraucht wurden. Die Nachricht von der Entdeckung der Quelle veranlaßte bereits viele an Gelsen- rheuma Leidende, den neuen Heilort aufzusuchen.

(Aubr.) Vermuthlich in Folge Genußes von unreifem Obst herrscht in Gnt. Gzent-Eda unter den Kindern die Ruhr.

(Brandchronik.) Am 5. d. brannte in Klausenburg in der äußeren Mittelgasse im Hofe des Jakob Simon ein Neben-gebäude ab.

(Die Königin und Heine.) Aus Hamburg wird be-richtet: „Die Kaiserin-Königin von Oesterreich-Ungarn sandte zur Er-innerung ihres Besuches bei der Frau Charlotte Emden-Heine derselben ihr Porträt im eleganten Rahmen und deren Sohn eine Lupe mit der Krone und den Initialen der Monarchin in Brillanten nebst einem Cabinets-schreiben, in welchem der lebhaft dankbare Majestät für die Mittheilungen aus Heine's Leben und die Ueberlassung einiger Heine-Reliquien ausgesprochen wird.“

(Großer Brand in Wien.) Aus Wien, 4. d., wird gemeldet: Heute Früh kam in den ärarischen Heumagazinen in der Florianigasse (achter Bezirk) ein Brand zum Ausbruch. Die Feuer-wehren fanden bei ihrer Ankunft das Magazin bereits in dichten Rauch geschüllt, und aus dem Dachstuhl schlugen von allen Seiten Flammen empor. Als man die Eienthore öffnete, entströmten dem Lageraume ungeheure dichtgeballte Rauchmassen. Mit ungeheurer Macht ver-zehrten die Flammen den Dachstuhl, der bald krachend einfiel. Nach dreistündiger Arbeit war jede Gefahr einer Weiterverbreitung des Brandes beseitigt, so daß nur das erwähnte Magazin ein Raub der Flammen wurde. Auf dem Brandplatze hatten sich unter Anderem der Reichs-Kriegsminister Graf Blyndt-Rheidt und der Platz-Com-mandant FML Ritter v. Kaffel eingefunden. Auch die freiwillige Rettungsgesellschaft entbande einen Train dahin und leistete einem Hausknechte, der an beiden Händen Brandwunden erlitt, und einem ohnmächtig gewordenen Feuerwehmann die erste Hilfe.

(Das Diner.) Die moderne Frauenerziehung befaßt sich, wie dies schon so mancher junge Gemann zu seinem Mißvergnügen wahrgenommen, weit mehr mit allerhand idealen Dingen, als mit jenen profanen Erfordernissen des täglichen Lebens, deren Gesammtsumme Flotow in seiner „Martha“ in ebenso überflüssiger als muffelstich-reizender Weise zu Gehör gebracht hat. Ein kleines, vom W. W. L. verratene Geschichtchen, das sich dieser Tage in einem noch sehr jungen Wiener Haushalte ereignet, bietet einen heiteren Beweis dafür. Dr. X., ein junger Wiener Schriftsteller, hat sich vor Kurzem sein eigenes Nestchen gebaut. Eine einzige Köchin sorgte für die Bedürfnisse des jungen Ehepaars, das sich, obwohl Frau Dr. X. aus einem sehr wohlhabenden Hause stammt, nach dem Wunsch des Gatten auf bürgerlich-bescheidenem Fuße installirt hat. Da ereignete es sich, daß die Köchin, als sie eben mit dem Einkaufslothe vom Markte zurück-kehrte, so unwohl wurde, daß sie sich auf der Stelle zu Bette begeben mußte. Dr. X. macht seiner Frau den Vorschlag, den Mittagstisch im Gasthause einzunehmen; die junge Frau meint dagegen, das Fleisch könne verderben, und sie werde daher selbst kochen. Dr. X. macht schäuderhafte Einwendungen, aber die Energie der Dame befaßt selbst-verständlich Recht. „Ich habe doch einen theoretischen Kochencursus erit ganz kürzlich absolvirt; Du sollst Deine gute Suppe haben, und eine Zuthat zum Fleische findet sich unter meinen Vorräthen auch.“ Erklärt sie eifrig. Der junge Gemann fügt sich und legt sich an den Schreibtisch, um zu arbeiten. Frau Dr. X. beginnt nun in der Küche eifrig zu hantiren; nach einer geraumen Weile erscheint sie im Zimmer des Gatten, um sich, mit einer Arbeit in der Hand, an seiner Seite nieder-zulassen. „Nun, Du kochst nicht?“ — „Doch, ich habe jetzt das Fleisch aufgesetzt; das muß nun gute zwei Stunden in aller Ruhe kochen. Ich bin für jetzt ganz überflüssig in der Küche.“ Der Gatte setzt seine Arbeit fort; nach einer Weile aber hebt er wieder zögernd mit der Frage an: „Meinst Du nicht, daß etwas anbrennen wird?“ Die junge Frau bricht in ein etwas pikares Lachen aus: „Wie kann denn das Fleisch im Wasser anbrennen! — aber Mann, Du schienst sehr wenig Zutrauen in meine Kochkunst zu setzen!“ — Endlich sind die festgesetzten zwei Stunden vorüber, die junge Frau erhebt sich, um nach ihrem Essen zu schauen; neugierig folgt ihr der Gatte in die Küche. Wir wollen, um zum Schluß zu kommen, in Kürze con-statiren, daß das Essen nicht angebrannt war, weil die reizende Köchin — es scheint dies in dem theoretischen Kochcursus nicht „vorgetragen“ worden zu sein — in ihrer holden Geschäftigkeit vergessen hatte — Feuer anzumachen! Die Gatten speisten im Gasthause, und des andern Tags war die Köchin glücklicherweise wieder auf den Beinen.

(Sie hat kein Vermögen.) Es ist eine arge Sache, wenn sich jemand in ein Mädchen „verliebt“, in dem Glauben, sie besitze außer ihrer Schönheit auch noch ein entsprechendes Vermögen; noch ärger aber wird die Sache, wenn das Mädchen auch nicht schön ist und das Vermögen nur in dem Glauben des „Verliebten“ vorhanden ist. In eine solch unangenehme Situation gerieth ein Cavallerie-Officier, der in einem der böhmischen Bäder zur Cur sich aufhielt und daselbst die nicht mehr ganz junge Tochter eines Amerikaners kennen lernte. Das Fräulein fand G-fallen an dem schmutzigen Officier, der seinerseits wiederum, nach dem ärgsten Scheine urtheilend, an dem vermeintlichen Reichthum der jungen Dame Gefallen fand. Rasch entschlossen — in einem Curorte ist man ja immer unternehmender — hielt der Officier bei dem Vater des Mädchens um die Hand deselben an, nachdem er sich die Gewißheit verschafft hatte, daß seine Ausfertorene, die er erst acht Tage kannte, mit diesem Schritte einverstanden sei. Der würdige Amerikaner hörte die Bitte des Officiers ruhig und ernst an und ertheilte demselben fol-gende Antwort: „Ich habe nichts gegen Ihren Wunsch einzuwenden, aber auf Eines möchte ich Sie aufmerksam machen: Sie hat kein Ver-mögen. Ich besitze so viel, um meine Familie anständig und sorgenlos zu erhalten, mehr aber nicht. Wenn Sie sich damit begnügen, dann er-theile ich Ihnen meinen Segen.“ Man kann sich die unangenehme Ueber-raschung des Brautverwerbers denken und zugleich seine Verlegenheit. Er fiel aus allen Himmeln und am nächsten Tage reiste er ab. Seine Cur war zu Ende. Dem leichtgläubigen Mädchen blieb der Gram.



